

## Sprachkritische Notizen zum Wort „Heimat“

Auf die Frage, was sie als „Heimat“ empfänden, haben bei einer Meinungsumfrage an bayerischen Gymnasien im Jahre 1967 nicht weniger als 82 Prozent der Schüler geantwortet: ihren Wohnort und dessen Umgebung; nicht der Geburtsort, nicht Bayern und nicht Deutschland wurden in erster Linie genannt, sondern der gegenwärtige Wohnort. Diese Antwort ist bezeichnend.

Eigentlich hatten die Schüler gar nicht so unrecht: Ursprünglich bedeutet „Heimat“ nichts anderes als Heim, abgeleitet aus dem gotischen „haims“ = Niederlassung oder Wohnsitz. Mannheim, Heidenheim, Rosenheim sind Orte, wo man seinen Wohnsitz hat. Noch vor 100 Jahren stand im Brockhaus unter „Heimat“ zu lesen: der Ort, in welchem man sein Heim hat, entsprechend dem lateinischen *domicilium*. „Heimatrecht“ besagte lediglich, daß arme Leute berechtigt waren, in ihren alten Tagen an ihren Wohnort zurückzukehren, wo für sie gesorgt werden mußte.

Heimat war, von hier aus betrachtet, eine sehr nüchterne verwaltungsrechtliche Angelegenheit. In ähnlichem Zusammenhang finden wir das Wort noch heute im Umlauf, etwa in Erholungsheim, Heimschüler, Pflegeheim, Heimarbeit oder Erziehungsheim; es gibt heimische Pflanzen und Tiere, seit 1945 auch die Solidaritätsgruppe der „Einheimischen“, im Gegensatz zu den Flüchtlingen und „Zuagroasten“.

Seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert wurde das deutsche Wort „Heimat“ in wachsendem Maße mit Gemüts- und Gefühlswerten gefüttert und angereichert. Heimat wurde zur trauten Idylle, zum Hort der Geborgenheit, zu einer Traumvorstellung vom besseren



Tucholksy, der im schwedischen Exil durch Selbstmord gestorben ist, gab den Rat: „Wer die Enge seiner Heimat ermessen will, der reise“, und der wortgewaltige Florentiner Giovanni Papini faßte sein intellektuelles Mißtrauen gegenüber der Heimat in einen kräftigen Sarkasmus zusammen: „Meistens irren sich unsere Mütter, und man kommt in einer Gegend zur Welt, die n i c h t zu uns paßt.“

Allenthalben sind heute folgende Feststellungen zu lesen: In einer Zeit, in der „das Gefühl des Provisorischen“, wie es Jacob Burckhardt nannte, überwiegt; im Zeitalter der Mobilität, des Verkehrs, der Fluktuation, des häufigen Arbeitsplatzwechsels, der Verwissenschaftlichung des öffentlichen Lebens, der Entmythologisierung und der vorausschauenden Planung (Futurologie); in einer solchen Zeit stelle Heimat einen Anachronismus dar. Heimat als „d e r Fleck Erde“ — Eduard Spranger im Jahre 1952 — sei passé. „Nicht da ist man daheim, wo man seinen Wohnsitz hat, sondern wo man verstanden wird“ gilt als ein programmatisches Wort Christian Morgensterns.

Heimat sei von der räumlich=zeitlichen Ebene, also von Landschaft und Geschichte, in die soziale Ebene, also in die Begegnung von Mensch zu Mensch, von Gruppe zu Gruppe, zu übertragen. Nur auf diese Weise könne der Heimatbegriff gerettet werden. Heimat müsse sachlicher, relativierter, pluralistischer als bisher gesehen werden. Die Vorstellungen sind im Grunde nicht neu, sie besitzen eine lange Tradition:

In der Antike waren die Kyniker der festen Überzeugung, daß die Heimat des Menschen nicht an einen Ort gebunden sei, im Gegenteil: ihr Lebensprinzip war, von Ort zu Ort zu wandern, um die eigentliche Heimat des Menschen, nämlich die Welt, kennenzulernen. Heimat als Ort bedeutete für sie Enge, Verengung, Verarmung. Sie verstanden sich, mit Diogenes an der Spitze, bewußt als Proletarier unter den griechischen Philosophen und hatten mit der Anschauung gebrochen, Bildung sei nur eine Sache der Reichen. Sie wollten keinen Beruf ausüben, kein Geld verdienen, ihr Ziel war die absolute Bedürfnislosigkeit. Sie erstrebten die Unabhängigkeit von jedem Vorurteil, wollten die bestehenden Anschauungen verändern, waren gleichgültig gegenüber überkommenen und ethischen Werten, zum Beispiel auch gegenüber der Vaterlandsliebe. Durch ärmliche Kleidung suchten sie die



Aufmerksamkeit der Massen auf sich zu ziehen und versuchten durch hartnäckige Belehrungen auf sie einzuwirken. Bei manchen Bürgern gerieten sie dadurch in den Ruf, schamlos, gemein, eben „zynisch“ zu sein.

Ihre Einstellung zur Heimat zeigte sich besonders an folgendem Beispiel: Die mythologische Figur des Odysseus, der, nach langer Fahrt heimkehrend, zur Erde niedersank und ehrfürchtig den Boden küßte, der gestand, es gäbe auf der Welt „nichts Süßeres als die Heimat“, erntete bei den Kynikern nichts als schallendes Gelächter.

Gegen die Meinung, Heimat müsse weltweit sein und dürfe nicht räumlich und zeitlich eingegrenzt werden, ist allerdings einzuwenden: Jeder Mensch hat seine räumlich und zeitlich begrenzte Geschichte, niemand kann aus seiner Herkunft, seiner Vergangenheit, seiner Kindheit „aussteigen“. Diese Faktoren, die Sprache, mit der er aufwächst, die Art, seine Umgebung in entscheidenden frühen Jahren zu benennen, wahrzunehmen und zu empfinden, sich in sie hineinzuleben, sie in Worten laut werden zu lassen, die Denkungs- und Vorstellungsart, die Landschaft, die ihn umgibt, die auf ihn bewußt oder unbewußt einwirkt, formen und charakterisieren ihn: „Die Erde nährt, aber sie bindet auch“ faßte der kluge jüdische Philosoph Franz Rosenzweig den Sachverhalt formelhaft verkürzt zusammen.

Gewiß: Man kann eine neue Sprache erlernen, den heimatlichen Dialekt vergessen oder vergessen wollen, Traditionen in den Mülleimer werfen oder ignorieren, während man im gleichen Augenblick sich anschickt, andere Traditionen zu beginnen und zu verfestigen — aber im Wesen des Menschen wird seine Herkunft, seine Vergangenheit, seine Kindheit nie ganz ausgemerzt werden können, er kann ja auch sein Gesicht nicht beliebig verändern. Seine Art zu denken, zu werten und zu sprechen wird Hinweise dafür liefern, wo er herkommt, so wie Petrus, als er am Feuer stand und im Begriffe war, seinen Herrn und Meister zu verleugnen, sich von einer einfachen Magd aus dem Volke sagen lassen mußte: „Deine Sprache verrät Dich.“

Aus dieser Verbundenheit heraus haben Autoren aller Jahrhunderte, die aus ihrer Heimat gewaltsam verbannt wurden, von Ovid über Dante bis zu Heinrich Heine in großartigen Dichtun-



gen ihre Heimat aus der Ferne besungen, ohne daß man daran etwas Lächerliches oder Sentimentales entdecken könnte. Stefan Zweig, der Deutschland im Dritten Reich aus politischen Gründen verlassen mußte und sich schließlich im Exil das Leben nahm, gestand freimütig: „Am Tage, da ich meinen Paß verlor, entdeckte ich mit 58 Jahren, daß man mit seiner Heimat mehr verliert als einen Fleck umgrenzter Erde.“

Die gleiche Erfahrung können Millionen Heimatvertriebener bestätigen. Gerade aus ihren Reihen wird der Ruf nach dem „Recht auf Heimat“ verständlich, zumal sich der sachlich berechtigte Begriff „Heimatvertriebener“ im umgangssprachlichen Gebrauch wegen seiner Länge wenig eingebürgert hat, hingegen weitaus häufiger das Wort „Flüchtling“ gebraucht wird, das leider durch verwandte Wortbildungen reichlich negativ befrachtet ist:

Hauptwörter auf „=ing“ bezeichnen entweder passive Grundeinstellungen, also Menschen, mit denen etwas geschieht, mit denen etwas gemacht wird oder gemacht werden kann (Prüfling, Findling, Impfling, Zögling, Lehrling) oder Menschen, bei deren Nennung ausgesprochen negative Empfindungen ausgelöst werden (Schädling, Feigling, Eindringling, Schwächling, Rohling, Häftling, Günstling). Lediglich „Häuptling“ oder „Liebling“ klingen ein wenig indifferenter, können aber die Sprach-Misere kaum retten. (Vielleicht sollte man diese sprachlichen Gegebenheiten nicht achtlos vom Tische fegen, sondern sie auch gelegentlich in politische Überlegungen einbeziehen.)

Vor allem bei älteren Leuten, die in der „neuen Heimat“ nicht heimisch werden konnten, oder auch gar nicht versuchten, hier heimisch zu werden, entstand eine Art „Heimweh“, das man früher „Heimsucht“ bezeichnete, „Nostalgia Pathopatrialgia“, von der schon bei Jean Paul die Rede ist, wenn er von einem solchen Menschen schreibt: „Seine Augen waren roth und feucht von den Qualen der Heimsucht.“

Diese Menschen haben „Heimat“ mehr als passiven Besitz denn als aktive Funktion empfunden, sie konnten die Spannung nicht ertragen, die sich wesensmäßig daraus ergibt, daß der Mensch sich in jedem neuen Lebensraum erst Heimat schaffen muß, um Heimat zu gewinnen: Heimat als eine „schöpferische Tätigkeit“, wie sie der Soziologe Eugen Lemberg treffend umriß.



Deshalb muß keinesfalls die Erinnerung an die alte Heimat aufgegeben werden: Als Beispiel diene der Hinweis auf Hunderttausende von Auswanderern nach Amerika, Afrika oder Australien, die sich eine neue Heimat schufen, ohne die alte Heimat zu vergessen, oder auf manchen Gastarbeiter, der in seiner „Pizzeria“ eher ein Stück Heimat mitgebracht, als daß er sie vergessen hat.

Natürlich ist es bequemer, entweder nur das eine oder nur das andere zu tun, sich also nur in Illusionen von gestern zu verlieren oder nur den Forderungen des Tages anzupassen, aber das Ergebnis wird in beiden Fällen unbefriedigend, enttäuschend, unmenschlich sein: Niemand kann mit seiner Herkunft und mit seinen gegenwärtigen Aufgaben dadurch fertig werden, daß er nur von e i n e r der beiden Gegebenheiten Notiz nimmt und die a n d e r e ignoriert; niemand kann auf die Dauer konservativ sein ohne fortschrittlich zu denken, und niemand erfolgreich fortschrittlich ohne konservativen Rückhalt.

Heimat will demnach erfragt, hinterfragt, oder, wenn man es anders ausdrücken will, entdeckt, erobert, okkupiert werden; man soll sich mit seiner Heimat identifizieren können, sie nicht als Fremde empfinden. Gerade das gehört ja zu ihrem Wesen, daß sie n i c h t fremd ist.

Heimat zählt zwar zu den subjektivsten Erlebnissen des Menschen, ähnlich wie die Liebe, aber zweifellos hat jeder Mensch ein Bedürfnis nach Heimat, wenn auch das, was der einzelne unter Heimat versteht, sich erheblich vom Heimatbewußtsein seines Nachbarn unterscheiden kann.

Für die einen ist Heimat eben der Raum, die Landschaft, die Geschichte, der Beruf, die Ehe, die Familie, für andere, um auf einige Antworten der eingangs zitierten Befragung zurückzugehen: „Der Ort, wo man seine geistige Einstellung frei vertreten kann“; „Wo es liebe Menschen gibt“; „Wo man sich wohl fühlt“.

Jeder dieser Heimatbegriffe ist vertretbar und partiell berechtigt, aber nur alle zusammen ergäben den vollständigen Heimatbegriff, dessen Besitz der Mensch mit allen seinen Kräften anstrebt, von dem allerdings das Christentum bekennt, daß er letztlich gar nicht in diese Welt hineinzuprojizieren sei.



Die Frage nach der Heimat hat die Menschen seit jeher, gleich welcher Nation, Rasse oder Religion sie angehörten, fasziniert. Als der buddhistische Asket Bhartrihari im 7. Jahrhundert n. Chr. gefragt wurde: „Was ist das Glück?“, gab er zur Antwort: „In seiner Heimat bleiben zu dürfen“.

Aber, so fragen wir verzweifelt zum Schluß, was verstand der indische Mönch unter Heimat? Womit wir wieder von vorn beginnen könnten, allerdings nicht ohne einen vorsorglichen Hinweis darauf, daß wir wohl nie an ein Ende gelangen werden.